

alter. Aktuelle Perspektiven aus archäologischer, namenkundlicher und historischer Sicht, S. 633–662) weist Silvia Codreanu-Windauer auf dieses Gräberfeld ebenso hin (S. 637) wie auf die Nekropole von Burgweinting, die sie mit der Residenz Regensburg in Verbindung bringt. Arno Rettner bezweifelt dagegen eine frühe Herzogsgrablege und geht davon aus, dass erst Herzog Theodo das frühere Legionslager zur *metropolis* gemacht habe (S. 647f.). Wolfgang Janka weist auf die Bewahrung nach Wolfgang Haubrichs als „hocharchaisch“ anzusehender Namen durch die von außen abgeschlossene Regensburger Romanitas hin (S. 653), und Alois Schmid geht aufgrund der Fiskalsukzession im Gebiet um Regensburg von der römischen zur bairischen Zeit weiterhin davon aus, dass der Ort am Donauknick von Anfang an als Residenz der Herzöge genutzt worden sei, wenn das bairische Herzogtum selbstverständlich auch über mehrere weitere Vororte verfügt habe. Für die Zukunft wünscht sich Schmid historisch-geographische Untersuchungen mit dem Ziel, die Siedlungsstruktur im Übergang von der Antike zum Mittelalter besser nachvollziehen zu können (S. 659).

Der von einem Autorenverzeichnis abgeschlossene (S. 663), in seiner Neuauflage von 2014 nun auch über Orts- und Personenregister zu erschließende Sammelband bietet in seiner Vielfalt einen beeindruckenden Überblick zum gewandelten Forschungsstand in Bezug auf die Frühzeit Baierns. Er macht deutlich, dass viele Fragen wie diejenige nach der vermeintlichen Einwanderung der „Männer aus Böhmen“, nach der Ethnogenese der Baiern in den späteren Siedlungsgebieten, den frühen Herzögen und ihrem Residenzort (Augsburg oder Regensburg) und der Bedeutung der Romanen noch längst nicht abschließend beantwortet wurden und deshalb weiterhin diskutiert werden müssen. Trotz aller methodischen Vorbehalte gegen interdisziplinäres Forschen wird der Vergleich von und die nachfolgende Synthese aus schriftlicher Überlieferung und archäologischen Funden und Befunden weiterhin die Zukunft bedeuten, während sich die Argumentationen aus dem Schweigen der Quellen, wie etwa im Falle der vermuteten frühen Bedeutung des norischen Gebietes östlich des Inns, als spekulativ erweisen werden. Die Herausgeber haben mit der in ihrer Reihung nicht immer konsequenten Aufsatzsammlung die Diskussion um die Anfänge Bayerns belebt, können sie aber nicht wirklich ins „Zwielicht“ (H. WOLFRAM, Die Anfänge Bayerns im Zwielicht. In: Mitt. Inst. Österr. Geschichtsforsch. 122, 2014, 82–90) bringen.

D-04109 Leipzig  
Specks Hof (Eingang A)  
Reichsstraße 4–6  
E-Mail: hardt@uni-leipzig.de

Matthias Hardt  
GWZO  
Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und  
Kultur Ostmitteleuropas e. V.  
Universität Leipzig

**KARL-HEINZ WILLROTH / JENS SCHNEEWEIß (Hrsg.), Slawen an der Elbe.** Mit Beiträgen von Karl-Heinz Willroth, Sébastien Rossignol, Jens Schneeweiß, Sophie Linnemann, Thomas Saile, Heike Kennecke, Thomas Schatz, Peggy Morgenstern, Martin Posselt und Hans-Jürgen Beug. Göttinger Forschungen zur Ur- und Frühgeschichte Band 1. Wachholtz Verlag, Neumünster 2011. € 49,80. ISBN 978-3-529-01561-X. 256 Seiten und 170 Abbildungen, 13 Tafeln, eine Beilage und eine CD-ROM.

Das Buch mit dem etwas zu allgemein gehaltenen Titel gilt dem frühen Mittelalter an dem 40 Kilometer langen Elbabschnitt zwischen den heutigen Städten Lenzen in Brandenburg und Hitzacker in Niedersachsen. Seit der Zeit Karls des Großen bildete der Strom die Nordostgrenze des fränkisch-deutschen Reiches, das hier auf slawisch besiedeltes Gebiet übergriff. Die Westgrenze slawischer und die Ostgrenze sächsischer Besiedlung überlappen sich im Raum zwischen Lüneburg und Magdeburg

auf großer Fläche. Konstant sind die Verhältnisse im 7. bis 13. Jahrhundert kaum gewesen: Die Aussagen von archäologischen Funden, Ortsnamen und Dorfformen differieren, Schriftquellen gibt es kaum, ein wirtschaftliches oder politisches Zentrum dieser Region im Schatten entwickelte sich nicht. Neue Ausgrabungen waren geradezu überfällig.

Der Schwerpunkt des vorliegenden Werkes liegt auf dem niedersächsischen Teil des Untersuchungsraums. Carl Schuchhardt, Ernst Sprockhoff, Herbert Jankuhn, Heiko Steuer und andere nahmen die Gegend ins Visier, die seit fünfzig Jahren ein Forschungsfeld des Seminars für Ur- und Frühgeschichte der Universität Göttingen ist – lange Zeit eine der wenigen Regionen mit slawischer Vergangenheit westlich des Eisernen Vorhangs. Bei seiner Darstellung der Forschungsgeschichte lenkt Karl-Heinz Willroth den Blick auf einst stark divergierende Vorstellungen zur Chronologie früher slawischer Fundplätze. Diese hatten, zumal in einer Grenzregion, die Korrelation von archäologischen Stätten und historischen Nachrichten ungemein erschwert. In den letzten Jahren aber erbrachte das DFG-Projekt „Die slawische Besiedlung an der unteren Mittelelbe“ unter Willroths Leitung neue Erkenntnisse. Ihnen gilt das vorliegende Buch, soweit sie die Region Hitzacker-Lenzen betreffen.

Die historischen Nachrichten über die slawischen Linonen vom 9. bis zum frühen 12. Jahrhundert unterzieht Sébastien Rossignol einer quellenkritischen Untersuchung. Er sieht in den Linonen keinen bedeutenden Machtfaktor, lokalisiert sie einzig rechts der Elbe und zweifelt, ob die Burg Lenzen (Lunkini 929, Lontio 1066) wirklich der Hauptort der Linonen gewesen ist.

Der Lenzener Burgberg mit spätmittelalterlichem Turm und neuzeitlichen Bauten überdeckt einen frühgeschichtlichen Burgwall mit ungewöhnlich guter Holzerhaltung. Umbauarbeiten gaben Anlass zur Untersuchung einer Fläche von 13 × 15 m durch das Brandenburgische Landesamt für Kultur und Denkmalpflege. Die Ausgräberin Heike Kennecke, geborene Werner, rückt die Abfolge der Befestigungen in den Mittelpunkt. Laut Dendrodaten erfolgte die Gründung der Burg um 950 und ein Wiederaufbau um 980; eine dritte Phase beginnt vor 1034 und scheint wenigstens bis 1124 zu reichen. Die folgenden Jahrzehnte lassen sich archäologisch nicht füllen, eine erneute Nutzung setzt erst im 13. oder 14. Jahrhundert ein. Bemerkenswert ist eine massive Aufhöhung des Baugrundes für Burg 2, wohl um einen hochwassersicheren Standort zu schaffen, liegt die Burg doch direkt am Rande der Elbniederung.

Die Göttinger Archäologen konzentrierten ihre Aktivitäten auf das Frühmittelalter am Höhbeck, der gegenüber von Lenzen 60 m aus der Elbniederung hinausragt. Hierüber berichtet Jens Schneeweiß. Die Vietzer Schanze auf dem Höhbeck wird nicht zuletzt wegen ihrer Form, die einem Römerkastell ähnelt, seit jeher mit dem 808 und 810 als fränkische Grenzfestung erwähnten *castellum Hobbuoki* an der Elbe identifiziert. Stichhaltige Beweise hierfür wurden nie vorgelegt, ältere Grabungen wurden zu knapp publiziert, Dokumentation und Funde sind längst nicht mehr vollständig erhalten. Ein neuer Wallschnitt brachte endlich Klarheit, barg man hier doch Hölzer aus der Wallfront, die Bauarbeiten in den Jahren 805–810 bezeugen. Nunmehr darf als sicher gelten, dass es sich bei der Vietzer Schanze um das „Höhbeck-Kastell“ handelt. Die Grabung auf der Vietzer Schanze stand nicht am Anfang der neuen Forschungen, waren zu ihrer Vorbereitung doch gründliche Recherchen in den noch vorhandenen Altbeständen vonnöten. Schneeweiß stellt die Chronologie in den Mittelpunkt; eine umfassendere Vorlage alter und neuer Materialien zur Vietzer Schanze ist mittlerweile erschienen und ergänzend heranzuziehen (J. SCHNEEWEIß, Neues vom Höhbeck-Kastell. Nachr. Niedersachsen Urgesch. 81, 2012, 81–110). Bei der zweiten Befestigung auf dem Höhbeckmassiv, der Schwedenschanze bei Brünkendorf, lieferte ein Wallschnitt nur eine vage Datierung in die Karolingerzeit. Vor dem Ostrand des Höhbeck untersuchte man zudem den Rundwall im Elbholz, bei dem sich die hergebrachte Datierung in die mittelslawische Zeit anhand einiger Kleinfunde bestätigen ließ.

Größere Ausgrabungen führte Schneeweiß vor dem Westrand des Höhbeck durch, wo die Seege in die Elbe mündet und der auf ganz flacher Kuppe in der Elbniederung errichtete Ringwall von Meetschow ein kleines Siedlungsgefilde beherrscht. Zunächst bestand dort nur eine unbefestigte Siedlung. Holz blieb nicht erhalten, die fast durchweg unverzierte Keramik weist in das 8. oder 9. Jahrhundert. Wohl sind einige frühe slawische Gefäßreste dabei, aber sächsische Tonware scheint zu überwiegen. Meetschow wäre damit die am weitesten nach Nordosten vorgeschobene sächsische Fundstelle, die wir kennen – zuvor waren dies Fundplätze um Hitzacker und Salzwedel gewesen. Unter normalen Umständen wären die Funde wohl mit wesentlich stärker vertretenem, überwiegend slawisch geprägtem Material aus späterer Zeit vermischt gewesen, aber ebendies wurde dank massiver frühzeitiger Überschichtung dieser ältesten Siedlung verhindert. Letztere ist mit der Burg Hohbuoki, der Vietzer Schanze, annähernd gleichzeitig. Auffallend viele Feuerstellen mit Rotlehm hat man gefunden, aber keine Hausreste. Lag hier das im Jahre 805 als Handelsort an der Grenze des Frankenreiches erwähnte Schezla, über dessen Lage Generationen von Forschern gestritten haben? Zu dieser Deutung neigt der Ausgräber, aber man könnte sich auch vorstellen, dass es sich um einen mehrfach genutzten Lagerplatz handelte, der den Flussübergang und damit die Verbindung in das sächsische Hinterland sichern sollte.

Womöglich war diese frühe Siedlung in ihrer Endphase befestigt – den nicht mehr sichtbaren Wall erkannte man bei geophysikalischer Prospektion –, vielleicht aber hängt der Wall auch zusammen mit der Burg Meetschow I. Diese ist im Jahre 906 gegründet worden, wie Dendrodaten am Wallfuß zeigen; die jüngste Phase beginnt 1014. Nur hundert Meter entfernt befand sich die etwas kleinere Burg Meetschow II, ein Ringwall, der ebenfalls erst dank geophysikalischer Erkundung entdeckt wurde. Dendrodaten weisen auf eine Gründung kaum vor 900; das Fundmaterial ist rein mittelslawisch. Damit bleibt das zeitliche Verhältnis zwischen Meetschow I und II ungewiss. Zum Siedlungsareal zwischen den beiden Befestigungen – es überdeckt ja die ältere Fundstelle mit ihrem sächsischen Einschlag – ist nur ein Plan publiziert (S. 71); nähere Erläuterungen fehlen. Am Ostufer der Seege bestanden im 11. bis 13./14. Jahrhundert die Siedlungen Brünkendorf 13 sowie Vietze 63 und 67. Auf letzterer kam durch Detektorbegehung ein Münzschatz ans Licht: Bardowicker Prägungen Heinrichs des Löwen (1141–1180). Zusammen mit anderen Münzen aus den Siedlungen, darunter auch Niederelbischen Agrippinern, so dürfen wir folgern, weisen sie auf enge wirtschaftliche und wohl auch politische Verbindungen mit dem billungisch-welfischen Machtbereich um Lüneburg.

Abgerundet wird das Buch durch die Kurzfassung einer Göttinger Magisterarbeit von Sophie Linnemann über eine Fundstelle am Hitzacker-See, auf der zwischen 1968 und 1994 etliche Rettungsgrabungen stattfanden. Entgegen älterer Literatur handelt es sich weder um einen Handelsort noch um einen Salzsiedeplatz. Das Areal ist vom Neolithikum bis in das Mittelalter immer wieder besiedelt worden, Material aus dem frühen Mittelalter tritt nur in Teilbereichen auf. Auf den Abbildungen ist nicht nur slawische, sondern auch sächsische Tonware gut repräsentiert. Das jahrhundertelange Nebeneinander beider Gattungen macht den Platz überaus interessant, eine Vorlage des gesamten mittelalterlichen Materials erscheint dringend geboten. Wenngleich eine Anpassung an den Standard der anderen Aufsätze nicht ganz gelungen ist, so darf man doch für diesen ersten Einblick in die Fundstelle dankbar sein.

Am Höhbeck liefen naturwissenschaftliche und archäologische Untersuchungen Hand in Hand. Geophysikalische Prospektionen erwiesen sich als gute Basis für den Zuschnitt der Grabungsflächen (Martin Posselt und Jens Schneeweiß), bodenkundliche Untersuchungen zeigten eine starke Sedimentation infolge von Überschwemmungen im Frühmittelalter (Thomas Schatz), Tierknochen belegen, dass in Meetschow anfangs die Schafhaltung eine wichtige Rolle spielte (Peggy Morgenstern), Pollenanalysen veranschaulichen Rodung und Siedlung im Jeeztal zwischen Dannenberg und

Hitzacker (Hans-Jürgen Beug), und einige hundert Fundplätze des Frühmittelalters bilden eine breite Grundlage, um zu ermitteln, welche Standortfaktoren bei der Platzwahl der Siedlungen den Ausschlag gaben (Thomas Saile), so dass sich statistisch – hoffentlich auch quellenkritisch – fundiert prognostizieren lässt, wo weitere Fundplätze zu erwarten sind und wo nicht.

In seiner abschließenden Betrachtung stellt Willroth die im Wendland erzielten Ergebnisse in einen größeren Zusammenhang. Die Einbeziehung der im vorliegenden Buch nicht eigens dargestellten Untersuchungspunkte des DFG-Projekts (Fundstellen im Umkreis von Lenzen, Burgwall Friedrichsruhe bei Parchim) geben den Ausführungen eine breitere Basis. Die Entsiedlung im Laufe der Völkerwanderungszeit und die Wiederbesiedlung im frühen Mittelalter ist ja ein Phänomen, das sich nicht nur archäologisch, sondern auch pollenanalytisch punktuell darstellt – es handelt sich somit keineswegs nur um eine etwa durch schwer erkennbare Gräber oder geringe Keramikverwendung bedingte Fehlinterpretation des archäologischen Materials, sondern ein Besiedlungsminimum in der Zeit um 600 gibt sich überall dort zu erkennen, wo genauere Aufschlüsse vorliegen.

Der Landesausbau des frühen Mittelalters ist archäologisch gemeinhin nur in groben Zügen zu fassen, nämlich anhand von Oberflächenfundplätzen, die zeitlich nur ungenau einzuordnen sind. Beschränkt man sich auf die gegrabenen Plätze, so stellt sich die Frage, inwieweit die dort erzielten Ergebnisse verallgemeinert werden dürfen. Eine Kartenserie zum Raum Hühbeck-Lenzen (S. 240 f.) zeigt, dass sich die auffällige Burgenkonzentration am Hühbeck in eine Abfolge auflösen lässt. Die Beurteilung der einzelnen Zeitstufen fußt dann allerdings auf beängstigend wenigen Plätzen. Nehmen wir nur die erste Phase (Schwedenschanze, frühe Siedlung Meetschow, Fibel im Tierstil II aus einer wesentlich jüngeren Siedlung), dann wird deutlich, dass die Hypothese – Sachsen ab 7./8. Jahrhundert, dazu Slawen ab dem 9. Jahrhundert – erst noch untermauert werden muss, zumindest durch eine detaillierte Vorlage des Meetschower Materials. Eine derartige Abfolge gibt es bekanntlich in der Altmark, wo westlich der Linie Salzwedel–Gardelegen das Frühmittelalter mit sächsischen Gräberfeldern und Siedlungen beginnt und eine slawische Komponente erst später hinzutritt; dort zeigt sich zudem wie im Wendland bei den frühen Ortsnamen eine germanisch-slawische Gemengelage.

Im Hinblick auf die Zeit nach der Jahrtausendwende wird die Frage erlaubt sein, ob anders als einst vermutet Gurtfurchenware und Buntmetallverarbeitung nicht doch die gleiche Entfaltung erreichten wie in den ostelbischen Gebieten. Das Fundspektrum aus den Siedlungen an der Seegemündung und bei Hitzacker deutet in diese Richtung. Ist vielleicht erst jetzt die zur treffenden Beurteilung des Sachverhalts nötige Fundmenge akkumuliert?

Bei den Grabungen am Hühbeck gelang mit sehr begrenzten, aber umso sorgfältigeren Eingriffen in den Boden dank umsichtiger Prospektion und Planung ein beachtlicher Erkenntnisgewinn. Herausgeber und Verlag haben zudem unter Beweis gestellt, dass strenge Wissenschaftlichkeit und eine modernen Ansprüchen genügende Anschaulichkeit zwei Seiten einer Medaille darstellen. So kann man den Göttinger Forschungen zur Ur- und Frühgeschichte einen exzellenten Start attestieren. Allerdings mag ein derart facettenreicher Überblick über ein Forschungsfeld den Eindruck erwecken, dass die wesentliche Arbeit schon geleistet, das Thema mehr oder weniger abgearbeitet sei. Dies wäre fatal, denn die Befunde und Fundstücke bedürfen einer umfassenden Auswertung, namentlich die so gern vernachlässigte Keramik muss Gefäßrest für Gefäßrest dokumentiert werden. Die als Beilage großzügig dargestellten Wallprofile werden sicher sorgfältige Vergleiche nach sich ziehen, zum Beispiel über das Verhältnis des Hühbeck-Walles zu den in Form und Dimension ähnlichen und obendrein zeitgenössischen Wällen von Starigard / Oldenburg und Alt-Lübeck. Zu wünschen ist, dass alle diese Aufarbeitungen trotz des erheblichen Aufwands an Zeit und Kosten konsequent erfolgen und die entsprechenden Publikationen in dem jetzt gefundenen Stil in den nächsten Jahren erscheinen. Mittlerweile liegt als Resultat eines Kolloquiums in Frankfurt 2010 ein weiteres Sammelwerk in gleicher Qualität vor, das auch die weiter vom Hühbeck entfernten Untersuchungspunkte des Pro-

jekts behandelt: K.-H. WILLROTH u. a. (Hrsg.), Slawen an der unteren Mittelelbe. Untersuchungen zur ländlichen Besiedlung, zum Burgenbau, zu Besiedlungsstrukturen und zum Landschaftswandel. Frühmittelalterl. Arch. Ostsee u. Mittelmeer 4 (Wiesbaden 2013).

D-23556  
Neuengammer Straße 3  
E-Mail: kempke-kiel@t-online.de

Torsten Kempke

LUKAS CLEMENS / PETER STEPPUHN (Hrsg.), **Glasproduktion – Archäologie und Geschichte**. Beiträge zum 4. Internationalen Symposium zur Erforschung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Glashütten Europas. Interdisziplinärer Dialog zwischen Archäologie und Geschichte Band 2. Kliemedien, Trier 2012. € 49,90. ISBN 978-3-89890-162-8. 238 Seiten mit 250 Abbildungen.

Die Erforschung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Glashütten Europas ist ein relativ junges Thema der Archäologie. Im Jahr 2000 wurde auf Initiative von Christian Leiber in Grünenplan bei Holzminden im Hils ein erstes internationales Symposium von Glasforschern und Archäologen zusammengerufen, die auf diesem Gebiet der Wirtschafts- und Technikgeschichte arbeiten. Inzwischen gab es schon drei weitere internationale Symposien – wie beim ersten Mal jeweils in einem für die Geschichte der Glasherstellung bedeutenden Gebiet: 2002 in Glashütten im Taunus (P. STEPPUHN [Hrsg.], Glashütten im Gespräch. Berichte und Materialien zum 2. Internationalen Symposium zur Erforschung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Glashütten Europas [Lübeck 2003]), 2006 in Heigenbrücken im Spessart (H. FLACHENECKER / G. HIMMELSBACH / P. STEPPUHN [Hrsg.], Glashüttenlandschaft Europa. Beiträge zum 3. Internationalen Glassymposium in Heigenbrücken / Spessart [Regensburg 2008]) und zuletzt in Trier. Der vorliegende Band stellt die 25 Beiträge des 4. Symposiums vor, das unter der Leitung von Lukas Clemens und Peter Steppuhn vom 5.–7. Juni 2009 im Rheinischen Landesmuseum Trier stattfand.

Gemessen am Stand vor etwa einem Jahrzehnt ist der bisherige Fortschritt eindrucksvoll. Die Landkarte hat sich in einigen Regionen mit einem dichten Netz von zuvor oft noch unbekanntem Glashüttenstandorten überzogen. Zum Teil präzisiert und zum Teil korrigiert wurden unter anderem unsere Vorstellungen vom Aufbau der Glasöfen oder der Produktion des Rohglases. Handelswege und der Einfluss der Herrschaftsverhältnisse zeichnen sich ab. Die technologische Entwicklung zu höheren Temperaturen lässt sich aus der Ofenkonstruktion oder der Hitzebeständigkeit des Tiegelmateriale ablesen, und die an regionale Verhältnisse und chronologische Veränderungen stufenweise angepasste Zusammensetzung der Glasmasse liefert bereits heute einen groben Indikator in Datierungsfragen. Auch scheint sich die bisher kritisch gewertete ökologische Rolle der mittelalterlichen Waldglashütten zu relativieren.

Ein Schwerpunkt des Trierer Symposiums waren natürlich die Glasfunde und die Glasproduktion der Moselregion. Sie werden in der ersten Sektion des Buches besprochen. Der zeitliche Rahmen erfasst die ersten importierten bronzezeitlichen Glasperlen, die Hans Nortmann (S. 9–16 mit 9 Abb.) vorstellt, und reicht – wenn man so will – bis zur experimentellen Reproduktion eines hochmittelalterlichen Glasofens 2009 auf der Hochmark bei Kordel, deren Realisierung und Probleme von Otto Obser (S. 223–232 mit 6 Abb.) in einem Beitrag gegen Ende des Buches geschildert werden. Während man nach Nortmann für Glasperlen und Glasarmringe etwa seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. auch eine nordalpine Fertigung annehmen darf, hat es offenbar eine nordalpine Glasgefäßproduktion in vorrömischer Zeit nicht gegeben.